

XIII.

Ueber die Bewohner der Insel Rook, östlich von Neu-Guinea, nebst einigen Notizen über Neu-Guinea und benachbarte Inseln.

Nach mündlichen Mittheilungen und schriftlichen Notizen des italienischen Missionars Herrn Paul Reina.

Der Sultan von Ternate und Tidor beansprucht die Herrschaft über die Nordostküste des westlichen Theiles von Neu-Guinea vom Hafen von Duri (Doreri, Doerij der holländischen Karten) ostwärts. Die Küste westlich von Duri gilt für holländisch. Die Inselgruppen Misoerij (*Vaart van Jobei*) und Ouarido gehören zum Gebiet des Sultans von Ternate.

Der westlich der Geelvinks-Bay gelegene Theil Neu-Guinea's enthält eine Bevölkerung, die nicht rein Papua, sondern stark mit Malayenblut vermischt ist. Dies gilt wenigstens für die Küstenbewohner; das Innere ist gänzlich unbekannt. Oestlich der Geelvinks-Bay wohnen die ächten Papuaas, die als sehr wild, grausam und verrätherisch geschildert werden.

Im Hafen von Duri findet man fast immer chinesische Dschunken, die zwischen den Molukken und Duri Handel treiben.

Der Sultan von Ternate schickt jährlich eine Kriegsprau, um den Tribut einzufordern; auch wird der Ort viel von Handelspraun besucht. Der Tribut wird gezahlt in Sclaven, Wachs, Sago, Schildpatt, Trepang, Haifischflossen, Paradiesvögeln, welches auch die Ausfuhrartikel sind. Am wichtigsten ist der Sclavenhandel, dann folgen die anderen Producte in der angegebenen Reihe. Diese Producte werden umgetauscht gegen Glasschmuck, Perlen, Handwerkszeug, Eisen, Waffen, Spiegel. Auch holländische Schiffe sollen zuweilen den Platz besuchen, aber selten und nicht regelmäsig.

Der Aufenthalt in Duri, und mehr noch westlich davon, soll für einen Europäer ziemlich gefahrlos sein. Dagegen ist das Land um

den Golf von Mac Cluer sehr verrufen wegen des Klima's und der Eingeborenen.

Vor acht Jahren legte die französische Missionsgesellschaft der Maristen eine Station auf S. Crystoval, einer der Salomons-Inseln, an. Später ging die Mission an das Mailändische Seminar für fremde Missionen über. Die Mission wurde von da nach Woodlark und endlich nach Rook verlegt, weil das Klima an allen jenen Orten zu ungesund war. Auch von Rook gilt dieses in dem Grade, daß die ganze Mission zehn Tage nach ihrer Ankunft vom Fieber befallen wurde. Mehrere erlagen daran; die beiden Letzten, die Herren Reina und Raimondi, kämpften $3\frac{1}{2}$ Jahre hindurch mit dem Fieber und anderen Müheligkeiten aller Art; endlich wurde ihnen ein Schiff gesandt, das sie vor einigen Tagen nach Singapore brachte, wo sie mit völlig zerrütteter Gesundheit, aber mit ungeschwächtem Eifer für ihre Sache ankamen. Während der acht Jahre des Bestehens der Mission fielen zehn Brüder durch Mord oder Krankheit.

Herr Reina und seine Gefährten haben nicht die Freude gehabt, auch nur einen Wilden zum Christenthum zu bekehren. Sie glauben aber, daß ihr Aufenthalt unter den Eingeborenen nicht ganz ohne Einfluß auf Milderung der Sitten geblieben ist. In der That überzeugte man sich bald, daß Bekehrungsversuche hier nicht am Platze sein würden, sondern daß es zunächst darauf ankomme, „Menschen“ aus den Wilden zu machen. Die Erwachsenen zu bilden, schien ganz erfolglos; man versuchte daher, auf die Kinder einzuwirken, ihren Geist und ihr Herz zu bilden, um sie für die Lehren des Christenthums empfänglich zu machen, in der Hoffnung, daß eine neue Generation die ungeheuren Opfer lohnen werde. Ein großes Hinderniß ihrer Thätigkeit fanden die Missionare in der Unbekanntschaft mit der Sprache. Es wurden daher fleißig Vocabulare gesammelt, und man hofft, daß die Männer, die das begonnene Werk fortsetzen sollen, auf einem schon vorbereiteten Boden bessere Erfolge erzielen werden.

Die Reise nach Rook wurde von Sidney aus unternommen auf einem dazu besonders gemietheten Schiffe. Man berührte einige wenig bekannte Punkte, über die Herr Reina folgende Notizen giebt.

Insel Amakata (Duc d'York) zwischen Neu-Britannien und Neu-Irland hat einen guten Hafen an der Nordküste, in welchem zuweilen Walfischfänger anlegen. Man erhielt von den Eingeborenen Schweine, Cocosnüsse, Taro.

Insel Buka, durch eine schmale Strafe von Bougainville getrennt. Die Eingeborenen auf Buka werden häufiger von Walfischfängern besucht und sind weniger wild. Ihre Boote sind kunstvoll, nach Art ma-

layischer Prauen, ohne die auf den umliegenden Inseln üblichen Balanciers.

Insel Treasury, südlich von Bougainville, treibt ziemlich bedeutenden Handel mit Sidney, besonders in Schildpatt.

Insel Neu-Georgien, südöstlich von Bougainville, wird jährlich von 7 bis 8 australischen Schiffen besucht.

Insel Ysabel, nordöstlich von der vorigen, hat einen vortrefflichen Hafen, — *la baie de cent navires* (Dumont d'Urville); bedeutender Handel mit Schildpatt.

Auf Crystoval waren die französischen Missionare ein Jahr lang; sie wurden alle ermordet.

Woodlark ist schwer zu erreichen, weil rings von gefährlichen Riffen umgeben, nur im Nordosten ist eine Einfahrt möglich. Auch auf dieser Insel verlor die Gesellschaft einen Missionar durch Mord. Die Eingeborenen sind sehr wild; sie gestehen selbst, die Mannschaften dreier Schiffe, die auf ihr Riff geriethen, ermordet zu haben (1840, 1854, 1856). Die Insel ist sehr schwach bevölkert. Verkehr findet nur mit den Eingeborenen des Louisiade-Archipels statt, welche die Insel alle Jahre einmal besuchen.

In Trobriand sind die Eingeborenen schon mehr an den Verkehr mit Walfischfängern gewöhnt und weniger wild. Man kann hier Ignamen, Taro und Schweine erhalten.

Vom Hafen von Rook nahm ein Missionar, der Schiffscapitain gewesen war, eine kleine Karte auf; sie ging in den Besitz eines andern Missionars über, der auf einer benachbarten Insel beraubt und erschlagen wurde. Vielleicht existirt eine Copie davon in Hongkong, die mir in diesem Falle übersandt werden soll.

Um in den Hafen von Rook einzufahren, muß das kleine Inselchen, das östlich von Lottin liegt, in nordnordwestlicher Richtung vom Schiffe sein.

Westlich von der kleinen Insel, die die Einfahrt in den Hafen bezeichnet, erhebt sich mitten aus dem Meere ein thätiger Vulcan. Es ist ein sehr steiler Hügel, der beständig raucht. Ausbrüche wurden nicht beobachtet. Erdbeben waren auf Rook nichts Seltenes (zwei oder drei Mal monatlich). Ein sehr heftiges Erdbeben fand am 17. April 1857 statt; die Erde barst an mehreren Stellen und bildete 3 Fuß breite Spalten, die im Dorfe begannen und in's Meer hinein fortsetzten. Die Missionare mußten ihren Wunsch, den Vulcan zu besuchen, aufgeben, weil sie kein Boot dahin führen wollte.

Vom Hafen aus sieht man das Cap Finisterre auf Neu-Guinea. Von Neu-Britannien ist Rook durch eine fahrbare Strafe getrennt. Das Schiff, welches die Missionare von Sidney brachte, fuhr drei Mal

durch dieselbe. Man muß sich aber dicht an der Küste von Neu-Brittannien halten, da sich von Rook aus gefährliche Korallenriffe weit in das Meer erstrecken.

Ueber die Eingeborenen der Insel Rook hat Herr Reina einige Bemerkungen notirt, denen das Folgende entnommen ist.

Religion.

Sie glauben nicht an ein göttliches Wesen. Dagegen sind sie von der Existenz eines Teufels sehr fest überzeugt; sein Name ist gewöhnlich Marsába. Außerdem hat er noch viele Beinamen, von denen die Missionare wenigstens zehn mit Sicherheit zählten. Er tödtet die Schweine, verwüstet die Pflanzungen, bringt die Leute um, die ihm im Walde begegnen, klopft Nachts an die Häuser, verursacht Krankheiten etc.

Ueber die Frage, ob Marsába einen Körper habe oder nicht, waren die Meinungen getheilt. Diejenigen, die ihm einen Körper zuschrieben, dachten ihn sich als sehr häßlich.

Böse Menschen werden auch wohl Marsába genannt.

Opfer und Gebete erhält Marsába nicht, aber Schläge. Ist irgend ein Unglück passirt, so laufen alle Leute zusammen, schreien, schimpfen, heulen und schlagen die Luft mit Stöcken, um Marsába zu vertreiben. Von der Stelle ausgehend, wo Marsába den Schaden angerichtet hat, treiben sie ihn in das Meer; am Strande angelangt verdoppeln sie den Lärmen und das Fechten, um Marsába von der Insel zu verjagen. Er zieht sich dann gewöhnlich in's Meer oder nach der Insel Lottin zurück.

Das Haus der Missionare stand in dem dem Marsába geweihten Raume. Den Frauen ist der Eintritt in denselben versagt. Hier werden die öffentlichen Feste gehalten. Diese beginnen Abends, es wird die ganze Nacht gesungen, wobei Marsába angerufen wird; den Tag über wird geschmauset. Nur Männer nehmen Theil. Den Weibern werden Speisen von ihren Männern und Vätern gesandt. Solche Festlichkeiten wiederholen sich häufig zu Ehren der verschiedenen Geister, deren jeder einen besonderen Namen hat.

Am Tage des Festes vermummen sich ein oder zwei Männer so fratzenhaft als möglich (sie wollten sogar von dem armen Reina seinen Priesterrock borgen), setzen einen garstigen, aus Holz geschnittenen Kopf auf, und ziehen, von allen Männern gefolgt, unter lärmendem Gesang tanzend in's Dorf, um die beschnittenen Knaben zu fordern, die von Marsába bisher noch nicht verspeist worden sind. Die vor Angst heulenden und bebenden Jungen werden ausgeliefert und müssen den vermummtten Männern zwischen den Beinen durchkriechen. Hier-

auf begiebt sich der Zug abermals in das Dorf, verkündet, daß Marsába die Knaben gefressen habe und sie nicht eher von sich geben werde, bis ihm dafür Schweine, Taro und Ignamen geliefert worden. Alle Dorfbewohner steuern nach ihren Mitteln bei; die Reichen geben Schweine, die Armen Taro, die dann im Namen Marsába's verschmaust werden.

Neben Marsába steht noch ein anderer Geist, Nabeao, in ziemlichem Ansehen. Er scheint eine Art Patron des Dorfes zu sein. Sein Haus (Barem) ist es, in dem die öffentlichen Versammlungen gehalten werden. Nabeao erregt die Winde und Stürme und verschlingt die Schiffbrüchigen. Strandet ein Boot an der Küste der Insel, so bringen die Eingeborenen immer die Mannschaft um, damit sie Nabeoa nicht auf das Land verfolge. Dieser Gebrauch scheint auf allen benachbarten Inseln allgemein.

Die Eingeborenen haben Gebete für Wind, Wetter, Sturm, Sonne, für Fische, Früchte, Boote, Krankheiten, und für die verabscheuungswürdigsten Handlungen. Ihre Gebete sind aber durchaus nicht unseren Gebeten vergleichbar. Es sind eher „Besprechungen“, Formeln, mittelst welcher eine dem „Bauche“ gewisser Individuen inwohnende Kraft auf jene Gegenstände wirkt. Gebete in unserem Sinne besitzen sie nicht. Gaben die Missionare den Kranken eine wohlthätige Medizin, so war man überzeugt, daß sie eine Kraft ihres Bauches auf die Medizin übertragen hatten. Diese Kraft (Bar) war gut oder böse, je nach der Wirkung. Die Missionare hätten wohl gern die Heilung der Güte Gottes zugeschrieben, konnten aber so alten eingewurzelten Begriffen gegenüber nicht durchdringen.

Ein Jeder kann in ihrem Sinne „beten“, doch haben Manche für specielle Dinge besonders wirksame Bars in ihrem Bauche. Der Bar geht nicht vom Vater auf den Sohn über.

Die Beschneidung ist keine *circumcisio*, es ist ein bloßer Einschnitt in die obere Seite der Vorhaut. Der Beschnittene muß sich auf einige Tage in das Barem zurückziehen. Am Tage der Beschneidung und wenn er das Barem verläßt, findet ein großes Fest statt. Für sie heißt es indessen schon ein großes Fest, wenn 20 Personen, auf Cocosblättern auf dem Boden sitzend, zusammen essen. Durch die Beschneidung erhält der Knabe das Recht, das Barem zu betreten. Sein Vater muß den Freunden ein Schwein und Taro zum besten geben. Armer Leute Kinder werden daher nicht beschnitten, und „Unbeschnittener“ ist ein Schimpfwort wie bei uns „Lump“. Aufser diesen Gründen für die Beschneidung wurde noch ein obscöner angegeben.

Ueber die Entstehung der Leute auf Rook ist folgende Tradition in Umlauf. Ein Mann, Namens Pura, landete auf der Insel in einem

Boote wie die dort üblichen. Er brachte einige Kinder und viele Früchte mit. Beim Landen fielen einige der letzteren in das Meer, aus ihnen entstanden das Unkraut, die nutzlosen Pflanzen; die übrigen pflanzte er, und es entstanden die nützlichen Pflanzen, Cocos, Bananen, Taro u. s. w. Er lehrte seine Kinder die beiden auf der Insel gesprochenen Sprachen, das Nurúa der Küstenbewohner und das Cubai, das im Innern gesprochen wird. Pura's Kinder sind die Stammältern der jetzigen Eingeborenen. Pura selbst verließ die Insel wieder. — Nach Einigen war Pura ein Weisser, nach Anderen war er schwarz. Auf Neu-Britannien heist der Weisse „Pura“.

Ehe.

Der Bräutigam giebt den Aeltern der Braut Geschenke, daher auch der Ausdruck: „eine Frau kaufen“. Wird die Werbung angenommen, so findet ein Schmaus statt; die Braut geht in das Haus des Freiers, kocht das Mahl, bleibt aber nicht über Nacht. Nach einigen Monaten findet ein zweites Gastmahl statt und die Ehe ist geschlossen.

Wenn sich der Sohn verheirathet, so verläßt er das väterliche Haus und gründet ein neues. Daher bleiben die Alten allein und hilflos. Sie arbeiten so lange es gehen will, und werden kümmerlich von Kindern und Verwandten unterstützt, die gewöhnlich selbst nicht viel haben. Die Arbeit im Hause und in der Pflanzung fällt der Frau zu.

Will der Mann seine Frau nicht länger behalten, so giebt er sie den Aeltern zurück und nimmt eine andere. Ist die Frau mit ihrem Manne unzufrieden, so kehrt sie in das älterliche Haus zurück oder geht zu dem Manne, der ihr bestimmt wird. Von dem ersten Falle kamen vier Beispiele vor, von dem zweiten nur eines. Gewöhnlich sind es Neuvermählte (von 4 oder 5 Jahren), die die Frau verstofsen, wenn sie schwanger ist. Länger Verheirathete thun es selten. Dergleichen Vorfälle werden von den Meisten gemißbilligt, doch macht man nicht viel Aufhebens davon. Die Frau heult eine halbe Stunde lang und damit ist die Sache abgemacht.

Ehebruch ist sehr häufig; „*purche non si vedono, é niente!*“ sagt das Manuscript. Werden die Schuldigen ertappt, so giebt es großen Lärm, aber zu Thätlichkeiten kommt es nie zwischen den Männern. In einem Falle wurde die Frau geprügelt.

Obgleich Herrn Reina öfters versichert wurde, daß Polygamie bestehe, ist ihm dennoch kein Fall wirklicher Polygamie bekannt geworden. Ein alter ihm befreundeter Häuptling erzählte ihm einmal gesprächsweise, daß er zwei Frauen gehabt, von denen er indessen die eine durch einen Lanzenstoß tödtete, weil ihm die andere besser gefiel.

Geburt.

Während der Schwangerschaft sind „Gebete“ (Bar) üblich, und wenn beschlossen worden ist, den Neugeborenen leben zu lassen, wird der Busen des Weibes mit rother Erde bemalt.

Bei der Geburt sind nur Frauen gegenwärtig. Das Kind wird gewaschen und einige Tage zu Hause gehalten. Es erhält den Namen eines Verwandten oder Freundes. Knaben und Mädchen werden ohne Unterschied dieselben Namen gegeben. Die Kinder werden zwei und mehr Jahre lang gesäugt.

Gleich nach der Geburt des Kindes trägt der Vater mehrere Tage hindurch, wenn er das Dorf verläßt, ein Bündel wohlriechenden Krautes im Gürtel, und seine Lanze die Spitze nach hinten auf dem Boden schleifend. Dies geschieht, damit ihm der Geist des Kindes nicht in den Wald folge.

Soll das Kind bei der Geburt getödtet werden, so findet nichts von all dem Angeführten statt. Während das Kind geboren wird, gräbt der Vater eine Grube unter dem Hause, das ungefähr in Mannshöhe über dem Boden auf Pfeilern ruht; ist das Kind umgebracht, so wird es ihm hinabgereicht und ohne Weiteres verscharrt.

Herr Reina hat hier ein Gespräch aufgezeichnet, das er mit einem Jüngling hatte, den er als einen der intelligentesten schildert.

R. Wie viel Kinder hast Du? — Gar keine. — Gar keine? sind sie gestorben? — Ich hatte zwei, aber sie sind fort (der Ausdruck: „ich habe sie getödtet“ wurde nie gebraucht). — Arme Kinder! sind sie denn von selbst gestorben? — Nein, sie sind fort. — Aber warum hast Du sie umgebracht? — Ich habe es nicht gethan, die Weiber haben sie umgebracht. — Wie machen es die Weiber? — Sobald das Kind geboren ist, stopft ihm die Mutter mit ihrem Gürtel (Schamgurt) den Mund zu, damit es nicht schreie, und dreht ihm den Hals um. — Und das hat Deine Frau gethan? liebt sie denn ihre Kinder nicht? — Abar (Name der Frau) weinte und hatte nicht den Muth, es zu thun, aber die anderen Weiber thaten es gleich. — Warum hast Du aber Deine Kinder nicht beschützt, wie konntest Du sie umbringen lassen? — Ich war nicht dabei, ich war auf dem Felde, auch bin ich noch zu jung, um Kinder zu ernähren; wenn ich groß bin, werde ich die Kinder behalten.

Die Jünglinge entschuldigen sich damit, daß sie noch zu jung sind, die Männer sagen einfach, so sei es Brauch auf Nurua, und so sei es immer gewesen. Der Grund, daß dadurch die Aeltern aller Sorge für das Kind überhoben werden, mag wohl der hauptsächlichste sein, er wurde aber immer verschwiegen. Ich habe nie einen Vater und noch viel weniger eine Mutter darüber erröthen gesehen, und wenn

sie nicht geradezu sagten: „ich habe das Kind getödtet, weil dies bei uns so Sitte ist“, so lachten sie doch gewifs innerlich über meine Einfalt.

Während des Aufenthalts der Missionare wurden 16 Neugeborene getödtet und 7 am Leben gelassen, die ungerechnet, von denen die Missionare Nichts erfuhren. Viele Weiber treiben die Frucht vor der Geburt ab und schienen durchaus nichts Arges dabei zu denken, da sie ganz unbefangen davon sprachen.

Herr Reina erzählte einer Frau, wie die italienischen Mütter ihre Kinder liebten, und wie sie bei deren Tode weinten. — Auch wir weinen, wenn unsere Kinder sterben, lautete die Antwort. — Wenn ihr aber ihren Tod beweint, warum tödtet ihr sie denn bei der Geburt? — Die Frau brach in ein schallendes Gelächter aus, in welches die ganze Gesellschaft einstimmte.

Die Bevölkerung ist im Abnehmen, obgleich die Race an sich fruchtbar ist. Es waren auf der Insel die Stellen mehrerer verlassenen Dörfer sichtbar, deren wenige übrig gebliebene Insassen sich zu einem Dorfe vereinigt hatten.

Krankheit und Tod.

Wer krank wird, verläßt sein Haus und begiebt sich an den Seestrand, wo er so lange an der frischen Luft liegen bleibt, bis er wieder hergestellt ist. Ihre Arznei besteht in einer Fischbrühe und dem Decoct einer großblättrigen Pflanze, die viel Schleim enthält. Außerdem schnüren sie die kranken Gliedmaßen mit Stricken ein, und zwingen sich, fortwährend etwas zu essen. Bei Rheumatismen und localen Entzündungen, denen sie sehr unterworfen sind, weil sie in ermüdetem Zustande und von Schweiß triefend in der See baden, schnüren sie sich fest ein, und machen an der afficirten Stelle Einschnitte mit einem scharfen Steine.

Will der Kranke keine Nahrung zu sich nehmen, so wird er beinahe als verloren betrachtet. Die Medicin hat dann ein Ende, die Magie tritt auf und bemüht sich durch Singen, Schreien und Gesticuliren dem Marsába den Geist des Sterbenden wieder zu entreißen. Sobald der Tod eintritt, brechen die Verwandten in furchtbares Geheul aus, rollen sich auf der Erde und drängen sich nach einander zur Leiche, um zu weinen. Endlich stimmt das ganze Dorf ein und Alles heult und schreit nach Kräften.

Die Todtenklage dauert etwa einen halben Tag, dann wird der Leichnam mit verschiedenen Farben bemalt, in seine Matte gehüllt und vor dem Hause des Verstorbenen begraben, worauf ein Gastmahl je nach den Mitteln des Verstorbenen stattfindet. Stirbt ein Armer, so

wird er nur von seiner Frau beweint, die Uebrigen lachen und verhöhnen die Trauernde, die ihnen kein Gastmahl geben kann.

Das Grab wird mit Rohrstäben eingezäunt, um die Hunde und Schlangen vom Leichnam abzuhalten. Einen Monat lang wird während der Nacht ein Feuer unterhalten, damit der Geist des Todten sich die Hände wärmen könne. Frau und Mutter des Verstorbenen singen jeden Morgen und jeden Abend einen Todtengesang am Grabe („O mein Gatte, o mein Sohn, Du bist gestorben!“).

Nach vier oder fünf Monaten wird die Einzäunung des Grabes fortgenommen und weit vom Dorfe weggeworfen, wobei noch einmal ein Gastmahl stattfindet.

Die Seelen der Bösen gehen in den Wald und werden Marsábas, die der Guten gehen auch in den Wald; was sie da thun, ist nicht bekannt.

Dafs das Vertrauen in ihre Beschwörer bei den häufigen Todesfällen nicht erschüttert wird, kommt daher, dafs sie auch an Hexerei glauben: über eine behexte Person hat der Beschwörer keine Gewalt. Daher sind denn auch die Fälle selten, wo Einer natürlichen Todes stirbt, die Meisten sterben behext. Sie haben auch ein abergläubisches Mittel, um den Hexenmeister zu entdecken, wenden es aber nur äusserst selten an, weil die Entdeckung des Thäters die Verwandten zur Blutrache zwingt und sie gern Krieg vermeiden.

Auch Lebende werden begraben. Wenn ein Kranker ein paar Tage lang nicht isst, die Augen zumacht, nicht antwortet, wenn er gefragt wird, und sich nicht rührt, so gilt er für todt und wird begraben. Mit Sicherheit kamen wenigstens zwei solcher Fälle vor. Es waren Männer im besten Alter. Der eine sträubte sich, während die Erde auf ihn geworfen und festgetreten wurde, der andere blieb regungslos. Frau und Kinder standen dabei und jammerten gebühlich. Herr Reina war dabei nicht gegenwärtig, ist aber von der Richtigkeit der Angabe völlig überzeugt. Zur weiteren Bestätigung führt derselbe auch noch einen Fall an, wo er die gröfseste Mühe hatte, eine Mutter zu verhindern, ihr krankes Kind zu begraben, das noch mehrere Tage am Leben blieb. Die Mutter war halsstarrig, sie packte das kleine sechsjährige Mädchen bei der Hand, hob sie hoch und rief: „Sie stinkt ja schon!“

Häusliches Leben.

Die Weiber haben die häuslichen Arbeiten und die leichte Arbeit im Felde zu besorgen. Den Männern fällt die schwere Arbeit anheim; sie fällen die Bäume, zäunen den Garten ein; denn alljährlich wird der Wohnort gewechselt.

Vom April bis December finden die Fischereien statt. Ein Fischzug dauert gewöhnlich zwei Tage und zwei Nächte. Die Fische werden am Feuer gedörst und den das Innere bewohnenden Stämmen gebracht, die dafür Taro geben, der an der Küste nicht gebaut wird.

Die Boote werden aus einem Baumstamme gemacht, der ausgehöhlt wird. Ein von zwei langen Querhölzern getragener, im Wasser flottirender Balancier (*outrigger*) verhindert das Umschlagen.

Das Netzmachen ist ausschliessliche Arbeit der Männer, namentlich der Greise, die nicht mehr im Felde arbeiten können. Das Garn wird aus faserigen Pflanzen im Innern der Insel gewonnen.

Die Jünglinge machen nichts als Unfug; sie laufen den ganzen Tag umher. Oft sieht man den Vater mühsam schwere Lasten schleppen, während seine schon herangewachsenen Söhne, die ihm helfen könnten, sich mit wohlriechenden Kräutern bedecken und spielen.

Alle diese Beschäftigungen nehmen indessen nur einen geringen Theil ihrer Zeit in Anspruch. Der gröfsere Theil wird in Müssiggang verbracht. Dann hocken sie gern um ein groses Feuer und rauchen und plaudern.

Nahrungsmittel.

Vom Januar bis August werden Ignamen und Taro gegessen; vom September bis November lebt man vom Taro, der im Gebirge gekauft wird, und von Mandeln. Der December ist gewöhnlich ein Hungermonat; dann ziehen ganze Familien in den Wald und leben von Früchten, die sie in besserer Jahreszeit verderben lassen. Bananen giebt es das ganze Jahr hindurch, aber die Frucht ist nicht substanciell genug. Fische werden sehr mäfsig genossen. Schweine und Schildkröten sind in zu geringer Menge vorhanden, um als gewöhnliche Nahrungsmittel in Betracht zu kommen. Cocos sind ebenfalls so selten, dafs sie als Leckerbissen gelten.

Die Hauptmahlzeit findet gegen 4 Uhr Nachmittags statt, die Reste dienen zum Frühstück. Das Volk erträgt übrigens den Hunger standhaft. —

Den Charakter der Leute von Nurua schildert Herr Reina folgendermassen: Sie sind zügellos, ohne Ehrgefühl, der Lüge und dem Diebstahl, dem Hasse und der Mißgunst ergeben, heuchlerisch, treulos, verläumderisch.

Unentdeckte Verbrechen gelten nicht für Verbrechen. Es bot Jemand den Missionaren ein Schwein zum Kauf an, das er stehlen wollte. Als diese ihm erklärten, dafs sie kein gestohlenen Gut kaufen würden, versuchte er sie durch die Versicherung zu beruhigen, dafs er sich nicht sehen lassen würde.

Wurde Einem ein Stück Eisen geschenkt, so kam oft der Vater des Beschenkten, um seinen eigenen Sohn zu verlümden: „Wie konntest Du dem ein Geschenk machen, er hat das und das von Dir gesagt.“

Nicht ein einziger Zug wahrer Kindes- oder Aelternliebe ist den Missionaren während ihres $3\frac{1}{2}$ jährigen Aufenthalts bekannt geworden. Die Zuneigung zwischen Jüngling und Mädchen steigt nie hoch genug, um sie zu Thorheiten zu verleiten, woran wahrscheinlich die ganz allgemeine, scham- und schrankenlose Lüderlichkeit Schuld ist. Das im Allgemeinen so empfindliche, zartfühlende Weib zeigt selbst bei Ehebruch von Seiten ihres Gatten nie die geringste Spur gekränkten Gefühls. Von Liebe wurde nie gesprochen, eben so wenig wurde sie geübt.

Die einzige gute Eigenschaft, die an den Nuruanern wahrgenommen wurde, war die vollkommene äusserliche Selbstbeherrschung, die so allgemein ist, daß sie als ein Zug ihres Charakters aufgeführt werden muß. In allen ihren Handlungen ist übrigens eine große Unabhängigkeit sichtbar, worauf die Missionare einige Hoffnung gründeten. Sie haben zwar eine Etikette, die aber nur oberflächlich und gelegentlich beobachtet wird.

Hinsichtlich ihrer staatlichen Verfassung ist nicht viel zu sagen. Wer fleißig arbeitet und viele Fruchtbäume besitzt, herrschsüchtig ist, dem Volke schmeichelt und ihm hin und wieder ein kleines Gastmahl giebt, ist ein Häuptling, d. h. er hat einigen Einfluß auf die Uebrigen. Da aber Viele herrschsüchtig sind, so giebt es auch viele Häuptlinge, die indessen Nichts zu befehlen haben. Ihr ganzer Einfluß beschränkt sich auf ihre Anhänger, ohne irgend einen Unterschied in der Freiheit des gegenseitigen Umgangs in Handlung oder Sprache zu veranlassen. Oeffentliche Angelegenheiten werden von allen zusammen behandelt, im Uebrigen hat Jeder die Freiheit, zu thun, was ihm beliebt. Einmal wurde ein Angriff auf die Insel Lottin beschlossen; das kleine, neben Nurua gelegene Dörfchen wollte sich nicht daran betheiligen. Die Nuruaner sagten, daß sie sich fürchteten, blieben aber nichtsdestoweniger gute Freunde.

Einmal wurde dem Enkel eines großen Häuptlings eine Perlen schnur gestohlen. Der Dieb war bekannt, seine Schwiegertochter trug die Perlen öffentlich. Der Häuptling tobte, aber der Dieb behielt die Perlen.

Meinungen der Nuruaner über die Weissen.

Die Weissen wurden oft gefragt, ob sie vom Himmel kämen? Daß sie wirkliche Menschen seien, wurde sehr bezweifelt. Man glaubte

ihnen etwas sehr Schmeichelhaftes zu sagen, wenn man die Meinung aussprach, daß sie durch längeren Aufenthalt auf Nurua auch Menschen werden würden (*Curab*) mit schwarzer Haut. Die Weißen galten im Allgemeinen nicht für Menschen, sondern für andere Wesen.

Sie fragten, ob die Weißen geboren werden und sterben, ob sie Frauen haben etc. Daß die Weißen sterblich seien, hatten sie hinreichend Gelegenheit zu sehen, denn es starben in Nurua ein französischer Bischof, ein Priester und ein Catechet. Geliebt wurden die Weißen nicht, aber gefürchtet.

Um die Habgier der Eingeborenen nicht zu reizen und ihnen plausibel zu machen, daß die Missionare durchaus nicht die Absicht hatten, Handel zu treiben, wurde den Eingeborenen 10 Monate lang nicht ein Stück Eisen gegeben. Es wurden denjenigen Geschenke versprochen, die ihre Kinder, anstatt sie umzubringen, den Missionaren anvertrauen wollten. Es war den Eingeborenen völlig unbegreiflich, wie die Missionare während dreier Monate existiren konnten, da sie gar keine Vorstellung davon haben, wie man Provisionen aufbewahren kann. Haben sie viel zu essen, so verschmausen sie es, und haben sie Nichts, so hungern sie.

Nur einmal brachte ein alter Häuptling etwas zu essen; es war sehr wenig, aber er gab es doch umsonst, weil er glaubte, daß Herr Reina Hunger leide.

Man wagte indessen nicht die Missionare anzutasten, weil man sich fürchtete, daß ein Schiff kommen würde, ihren Tod zu rächen.

Die Leute erzählten, daß vor 25 oder 30 Jahren (d. h. als der circa 40 Jahre alte Sohn eines alten Häuptlings ein Knabe war), ein Schiff von Long Island, einer zwischen Rook und Neu-Guinea liegenden Insel, erschien, gegen dessen Mannschaft die Eingeborenen einen feindlichen Angriff machten, wobei einer der Weißen am Auge verwundet wurde, worauf die Weißen landeten, ein Dorf niederbrannten und die Einwohner tödteten. Dieser Vorfall hat ihnen eine große Furcht vor den Weißen und ihren Schiffen eingeößt und vielleicht ist es nur diesem Umstande zuzuschreiben, daß das Leben der Missionare während eines $3\frac{1}{2}$ jährigen Aufenthalts nicht angetastet wurde. Es wurden indessen mehrmals dergleichen Anträge in den Volksversammlungen berathen.

Die Weißen gelten auch für Urheber der Erdbeben, ein Glaube, der schon vor Ankunft der Missionare verbreitet war. Ueber das bereits erwähnte Erdbeben vom 17. April 1857 berichtet Herr Reina: Wenige Minuten nach Sonnenuntergang ward ein heftiger Stofs in nord-südlicher Richtung verspürt, der das Meer erzittern machte; in wenigen Augenblicken erfolgte ein zweiter noch stärkerer Stofs, der

den Schornstein zertrümmerte, das Mutter Gottes-Bild vom Altar warf und alle Fenster aufrifs. Ein dritter Stofs von der Stärke des ersten bildete den Schlufs. Die Schwingung der Erde war in horizontaler Richtung. Kaum war das Erdbeben vorüber, als einige der Hauptbeschwörer herbeigeeilt kamen und die Missionare dringend und inständigst baten, ihnen doch das Recept mitzuthemen. Spät in der Nacht gab es noch eine sehr unbedeutende Erschütterung, und alsbald kamen die Dorfbewohner, um anzufragen, ob sie in ihren Häusern schlafen könnten oder die Nacht im Walde zubringen sollten, ob noch mehr Stöße erfolgen würden etc. Obgleich die Leute den in der Mission angerichteten Schaden mit Augen sehen konnten, gelang es doch nicht, sie von ihrem Irrthum zu überzeugen; sie wurden wenigstens beruhigt und kehrten in ihre Häuser zurück.

XIV.

Die Expedition der Herren Dr. Blair, Holmes und Campbell nach den Goldwäschen von Caratal in Venezuela, im Spätsommer 1857.

Nach einem Bericht von Holmes und Campbell.

(Hierzu eine Karte, Taf. VII.)

Am 27. August 1857 segelten wir in dem Schooner Pheasant von Georgetown aus der Mündung des Flusses Demerara ab und ankerten am folgenden Tage um 5 Uhr Nachm. an der Mündung des Waini, nach Schomburgk unter $8^{\circ} 25' N. Br.$, $59^{\circ} 35' W. L.$ Schon eine Meile vor der Mündung ist das Meer nur 5 Faden tief und verflachte sich dann bis zu unserem Ankerplatze im Flusse auf 2 Faden; doch müssen wir bemerken, dafs wir hinsichtlich des Fahrwassers keinen Führer hatten, dafs es Nippfluth war und ausserdem zur Zeit unserer Ankunft nicht die volle Fluthhöhe stattfand. Die später veranstalteten Sondirungen und die Aufnahme des Capt. Lyng ergaben, dafs der Waini auf seiner Barre bei Springfluth 15 bis 18 Fufs Wasser hat, also für Schiffe, die hier Bauholz holen wollen, zugänglich ist. Das Fahrwasser, welches über die Barre führt, läuft genau von Norden nach Süden. Früh am 29. August verschafften wir uns von der Mündung des Barima einige Indianer, die uns den Waini stromaufwärts begleiten sollten; denn wir beabsichtigten, den Mora Creek zu untersuchen, einen natürlichen schiffbaren Canal, der die Mündung des Waini

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1858

Band/Volume: [NS 4](#)

Autor(en)/Author(s): Reina Paul

Artikel/Article: [Ueber die Bewohner der Insel Rook, östlich von Neu-Guinea, nebst einigen Notizen über Neu-Guinea und benachbarte Inseln 353-365](#)